

AIMEE MOLLOY

ro
ro
ro

DIE MÜTTER

Ein Fehler, und du
verlierst alles

ROMAN



Aimee Molloy

Die Mutter

Ein Fehler, und du verlierst alles

Roman

Aus dem Englischen von Katharina Naumann

Für Mark

Drei blinde Mäuse, drei blinde Mäuse,
schau, wie sie rennen, schau, wie sie rennen!

Prolog

Muttertag 14. Mai

Joshua.

Ich wache fiebrig auf. Auf das Dachfenster über mir trommelt der Regen, und ich lasse meine Finger über die Laken gleiten. Mir fällt wieder ein, dass ich allein bin. Ich schließe die Augen und schlafe noch mal ein, bis ich erneut erwache, gehüllt in einen tiefen, plötzlichen Schmerz. Seit er fort ist, bin ich jeden Morgen mit einem flauen Gefühl in der Magengrube aufgewacht, aber ich weiß sofort, dass dies hier etwas anderes ist.

Irgendetwas stimmt nicht.

Jeder Schritt tut weh, und ich krieche aus dem Bett über den Boden, der ganz sandig und staubig ist. Ich finde mein Telefon im Wohnzimmer, aber ich weiß nicht, wen ich anrufen soll. Er ist der Einzige, mit dem ich sprechen will. Ich muss ihm sagen, was passiert ist, und ihn sagen hören, dass alles wieder gut wird. Ich muss ihm sagen, nur noch einmal, wie sehr ich ihn liebe.

Aber er wird nicht drangehen. Oder noch schlimmer, er geht dran und ist wütend, sagt mir, dass er sich das nicht mehr gefallen lassen wird, warnt mich davor, ihn jemals wieder anzurufen, weil er sonst ...

Der Schmerz schießt so scharf in meinem Rücken, dass ich nicht mehr atmen kann. Ich warte darauf, dass er vergeht, auf die Atempause, die sie mir versprochen haben, aber sie kommt nicht. Das hier steht so nicht in den Büchern, es hat nichts damit zu tun, worauf mich der Arzt vorbereitet hat. Sie haben gesagt, es würde allmählich stärker. Dass ich wissen würde, was ich tun muss: die Abstände messen, mich auf den Yogaball setzen, den ich auf dem Flohmarkt gekauft habe. Ich soll so lange zu Hause bleiben wie möglich, um die Maschinen, die Medikamente, all die Dinge zu vermeiden, die im Krankenhaus eingesetzt werden, um ein Baby kommen zu lassen, bevor der Körper der Mutter dafür bereit ist.

Ich bin nicht bereit. Es ist zwei Wochen vor dem errechneten Termin, und ich bin nicht bereit.

Ich konzentriere mich auf das Telefon. Es ist nicht seine Nummer, die ich wähle, sondern ihre – die einer gepiercten Frau namens Albany, die ich nur zwei Mal in meinem Leben gesehen habe.

Ich helfe gerade bei einer Geburt und kann nicht ans Telefon gehen. Wenn Sie ...

Ich krieche mit meinem Laptop ins Badezimmer und setze mich auf die kalten Fliesen, einen feuchten Waschlappen im Nacken. Der leichte Laptop liegt auf der Wölbung, unter der

sich mein Sohn versteckt. Ich öffne meinen E-Mail-Account und tippe eine neue Nachricht an sie, an die Mai-Mütter.

Ich weiß nicht genau, ob das normal ist. Meine Hände zittern beim Schreiben. Mir ist übel. Der Schmerz ist so schlimm. Es passiert alles viel zu schnell.

Sie werden nicht antworten. Sie sind zum Abendessen ausgegangen und essen etwas Scharfes, um ihre eigenen Wehen auszulösen, trinken hin und wieder einen Schluck vom Bier ihrer Ehemänner, genießen einen gemütlichen Abend zusammen, etwas, was nie wieder möglich sein wird, wie uns erfahrene Mütter gewarnt haben. Sie sehen meine E-Mail sicher nicht vor morgen früh.

Sofort kommt eine Antwort. Die liebe Francie.

Es fängt an!, schreibt sie. Miss den Abstand zwischen den Wehen. Dein Mann soll gegen deinen unteren Rücken drücken.

Wie läuft es?, schreibt Nell. Zwanzig Minuten sind inzwischen vergangen. Spürst du es immer noch?

Ich liege auf der Seite. Ich kann kaum noch tippen. *Ja.*

Es wird schwarz um mich herum, und als das Licht wiederkommt – zehn Minuten später, eine Stunde später, ich habe keine Ahnung –, spüre ich grauen Schmerz unter einer Beule an meiner Stirn. Ich krieche zurück ins Wohnzimmer, weil ich ein Geräusch höre, ein tierisches Heulen, bis ich begreife, dass das Geräusch von mir kommt. *Joshua.*

Ich schaffe es aufs Sofa und lehne den Rücken gegen die Kissen. Ich greife zwischen meine Beine. Blut.

Ich ziehe eine dünne Regenjacke über mein Nachthemd. Irgendwie schaffe ich es die Treppe hinunter.

Warum habe ich keine Tasche gepackt? Die Mai-Mütter haben so viel darüber geschrieben, was alles in die Tasche gehört, und trotzdem liegt meine immer noch im Schlafzimmerschrank, leer. Kein iPod mit entspannender Musik, kein Kokoswasser, kein Pfefferminzöl gegen die Übelkeit. Nicht einmal einen Ausdruck meines Geburtsplans. Ich stehe unter einer trüben Straßenlaterne und umfasse meinen Bauch, bis das Taxi kommt. Dann klettere ich auf den klammen Rücksitz und versuche, den beunruhigten Blick des Fahrers zu ignorieren.

Ich habe die Erstausrüstung für das Baby vergessen.

Im Krankenhaus führt mich jemand in den sechsten Stock, wo ich im Triage-Raum warten soll. «Bitte», sage ich schließlich zu der Frau hinter dem Empfangstresen. «Mir ist kalt und schwindelig. Könnten Sie vielleicht meinen Arzt anrufen?»

Mein Arzt hat in dieser Nacht keinen Dienst. Stattdessen kommt eine andere Frau aus der Praxis, die ich nicht kenne. Ich bin vollkommen von Angst überwältigt. Ich setze mich wieder. Eine Flüssigkeit fließt aus mir heraus und auf den grünen Plastikstuhl. Sie riecht nach Erde wie der Matsch im Garten, aus dem meine Mutter und ich die Würmer gesammelt haben, als ich sechs war.

Ich gehe in den Flur, entschlossen, mich zu bewegen, mich aufrecht zu halten. Ich stelle mir sein Gesicht vor, wie es aussah, als ich es ihm sagte. Er war wütend und behauptete, ich

hätte ihn reingelegt. Forderte, ich solle das Baby loswerden. *Das macht alles kaputt, sagte er. Meine Ehe. Meinen Ruf. Das kannst du mir nicht antun.*

Das lasse ich nicht zu.

Ich sagte ihm nicht, dass ich längst das blinkende Licht seines Herzschlags gesehen, dass ich seinen Rhythmus gehört hatte, der wie ein schnell geschwungenes Springseil aus den Lautsprechern in der Decke drang. Ich sagte ihm nicht, dass ich noch nie etwas so sehr gewollt habe wie dieses Baby.

Robuste Hände heben mich vom Boden hoch. Grace. Das steht auf ihrem Namensschild. Grace führt mich in ein Zimmer, den Arm um meine Taille gelegt, und sagt mir, ich solle mich auf das Bett legen. Ich wehre mich. Ich will mich nicht auf das Bett legen. Ich will wissen, ob es dem Baby gut geht. Ich will, dass der Schmerz nachlässt.

«Ich möchte eine Epiduralanästhesie», sage ich.

«Tut mir leid», erwidert Grace. «Dafür ist es zu spät.»

Ich packe ihre Hände, aufgeraut von zu viel Seife und Desinfektionsmittel. «Nein, bitte! Zu spät?»

«Für die Epiduralanästhesie.» Ich glaube, Schritte im Flur zu hören, die zu meinem Zimmer eilen.

Ich glaube, ihn nach mir rufen zu hören.

Ich gebe nach und lege mich hin. Er ist es. Joshua, der durch die Dunkelheit nach mir ruft. Die Ärztin ist da. Sie spricht mit mir, und sie wickelt etwas um meinen Oberarm, steckt eine Nadel unter die Haut meiner Armbeuge, es fühlt sich an wie Schlittschuhkufen auf Eis. Sie fragen, wer mit mir

hergekommen ist, wo mein Mann bleibt. Das Zimmer dreht sich um mich, und ich kann es riechen. Die Flüssigkeit, die aus mir hinausläuft. Wie Erde und Matsch. Meine Knochen splittern. Ich brenne. Das kann nicht richtig sein.

Ich spüre den Druck. Ich spüre das Feuer. Ich spüre, wie mein Körper, mein Baby entzweibrechen.

Ich schließe die Augen – und presse.

Kapitel Eins

Vierzehn Monate später

An: Mai-Mütter

Von: Eure Freunde von The Village

Datum: 4. Juli

Betreff: Der Tipp des Tages

Euer Kleinkind: vierzehn Monate

Passend zum heutigen Feiertag geht es bei unserem Tipp diesmal um die Unabhängigkeit. Habt ihr schon bemerkt, dass euer bisher so furchtloses kleines Kindchen plötzlich vor allem Angst hat, sobald ihr außer Sichtweite seid? Der süße Hund aus der Nachbarschaft ist jetzt ein schreckliches Raubtier. Der Schatten an der Zimmerdecke ist ein Gespenst ohne Arme geworden. Es ist ganz normal, dass euer Kleinkind ein Gefühl für die Gefahren in dieser Welt entwickelt, und es ist jetzt eure Aufgabe, ihm zu helfen, mit diesen Ängsten zurechtzukommen, ihm das Gefühl von Sicherheit zu geben und ihm zu vermitteln, dass Mommy ihn immer beschützen wird, komme, was da wolle, selbst wenn sie einmal nicht in unmittelbarer Nähe ist.

Wie schnell die Zeit vergeht.

Das sagen andere zumindest immer; die Fremde, die ihre Hand auf unseren Bauch legt und uns rät, diese Zeit zu genießen. Dass sie in Nullkommanichts vorbei sein wird. Dass sie laufen und sprechen lernen und uns verlassen, ehe wir es uns versehen.

Es sind jetzt vierhundertundelf Tage, und die Zeit geht überhaupt nicht schnell vorbei. Ich habe versucht, mir auszumalen, was Dr. H. wohl sagen würde. Manchmal schließe ich die Augen und stelle mir mich selbst in seiner Praxis vor. Meine Zeit ist schon fast um, der nächste Patient im Wartezimmer tippt schon aufgeregt mit der Schuhspitze auf den Boden. *Sie haben die Neigung, zu viel zu grübeln*, würde er sagen. *Interessanterweise aber nie über die guten Seiten Ihres Lebens. Lassen Sie uns darüber nachdenken.*

Die guten Seiten.

Das Gesicht meiner Mutter: Wie friedlich sie manchmal aussah, wenn wir nur zu zweit waren und im Auto saßen, um Besorgungen zu machen oder zum See zu fahren.

Das Licht am Morgen. Wie sich der Regen anfühlt.

Diese faulen Frühlingsnachmittage im Park, als das Baby sich in mir bewegte und meine geschwollenen Füße aussahen wie Pfirsiche mit Dellen und beinahe die Sandalen sprengten. Damals, bevor der ganze Ärger begann, als Midas noch nicht *Baby Midas* war, der aktuellste Fall, als er nur ein Neugeborenes in Brooklyn war, einer von Millionen, genau wie die ungefähr ein Dutzend anderen Babys mit einer glänzenden

Zukunft und merkwürdigen Namen, die eines der Mai-Mütter-Treffen verschliefen.

Die Mai-Mütter. Meine Mami-Gruppe. Den Ausdruck habe ich nie gemocht. *Mami*. So belastet, so politisch. Wir waren keine *Mamis*. Wir waren Mütter. Menschen. Frauen, die zufällig zur selben Zeit ihren Eisprung hatten und dann im selben Monat ein Kind bekommen hatten. Fremde, die sich entschlossen hatten – zum Wohl ihrer Babys, zum Wohl ihrer eigenen seelischen Gesundheit –, Freundinnen zu werden.

Wir meldeten uns auf der The-Village-Website an – «Die wertvollste Informationsquelle für Brooklyns Eltern™» –, lernten uns über E-Mails kennen, Monate, bevor wir uns persönlich trafen, lange, bevor wir unsere Kinder bekamen, und analysierten unser neues Leben mit einer Liebe zum Detail, die unsere echten Freunde niemals ertragen hätten. Wie wir gemerkt hatten, dass wir schwanger waren. Wie wir es unseren Müttern beigebracht hatten. Wir diskutierten Babynamen und die Sorgen um unseren Beckenboden. Francie schlug als Erste vor, dass wir uns treffen sollten, am ersten Frühlingstag, und an jenem Morgen im März schlepten wir alle das Gewicht unserer Bäuche im letzten Schwangerschaftsdrittel in den Park. Wir setzten uns in den Schatten, in der Luft lag der Duft des neu erwachten Grases, wir waren froh, zusammen zu sein, endlich die Gesichter zu den Namen kennenzulernen. Wir trafen uns regelmäßig, meldeten uns für dieselben Geburtsvorbereitungskurse an, dieselben Erste-Hilfe-Kurse, wir machten zusammen die Katze und die

Kuh im selben Yogastudio. Dann, im Mai, kamen die ersten Babys, genau wie erwartet, gerade rechtzeitig für den heißesten Sommer in Brooklyn seit Beginn der Wetteraufzeichnungen.

Du hast es geschafft!, schrieben wir als Antwort auf die neueste Geburtsanzeige und bejubelten wie erfahrene Großmütter das angehängte Foto eines winzigen, in ein blaues oder rosafarbenes Krankenhaustuch gewickelten Babys.

Diese winzigen Fingerchen!

Willkommen auf der Welt, Kleines!

Einige aus unserer Gruppe trauten sich wochenlang nicht aus dem Haus, während andere es kaum erwarten konnten, sich zu treffen, ihr Baby herumzuzeigen. (Die Kinder waren noch so neu für uns, dass wir sie gar nicht bei ihren Namen nannten – nicht Midas, Will, Poppy, sondern schlicht «das Baby».) Für ein paar Monate waren wir von unseren Jobs befreit, wenn auch nicht von den Sorgen um unsere Karrieren, daher trafen wir uns zwei Mal in der Woche, immer im Park, meistens unter dem Weidenbaum in der Nähe der Baseball-Felder, wenn es eine von uns schaffte, den begehrten Platz rechtzeitig zu besetzen. Zu Beginn änderte sich die Besetzung der Gruppe oft. Neue Frauen kamen, während andere gingen, an die ich mich gerade gewöhnt hatte – die Mami-Gruppe-Skeptikerinnen, die älteren Mütter, die unsere Ängste nicht aushalten konnten, und jene, die bereits in die teuren Vororte Maplewood und Westchester zogen. Aber drei Frauen waren zuverlässig immer dabei.

Als Erste Francie. Wenn unsere Gruppe so etwas wie ein Maskottchen hatte, jemanden, der sich den Hut aufsetzte und unser Team in die Mutterschaft coachte, dann war sie es. Miss Bitte-bitte-mögt-mich, die auf keinen Fall etwas falsch machen wollte, so vollgestopft mit Hoffnung und nahrhaften Südstaaten-Kohlehydraten, wie sie war.

Und dann Colette, die alle toll fanden, unsere zuverlässige Freundin. Eine von den Hübschen mit ihrem kastanienbraunen Haar, mit dem sie Shampoo-Werbung hätte machen können, mit ihrer unangestregten Colorado-Erziehung und der natürlichen Hausgeburt – das perfekte Weibchen, bestäubt mit Puderzucker.

Und schließlich Nell: britisch, cool, die einen weiten Bogen um Ratgeberliteratur und Fachmeinungen machte. Eher: Ich-vertraue-da-besser-auf-mein-Bauchgefühl. Eher: lieber-nicht. (Ich nehme diesen Schokomuffin lieber nicht. Diese Chips. Diesen dritten Gin Tonic.) Aber da war noch etwas anderes an Nell, etwas unter der nüchternen Oberfläche, das ich schon am ersten Tag erkannte: Sie war, genau wie ich, eine Frau mit einem Geheimnis.

Ich kam nie regelmäßig, aber so oft, wie ich es ertragen konnte, und stapfte erst mit meinem Bauch und dann mit dem Kinderwagen den Hügel hinunter zum Park. Ich stellte den Wagen neben die anderen in die dreieckigen Schattenflecken unter dem Weidenbaum, setzte mich auf meine Decke und lauschte wie betäubt ihren Vorstellungen von Erziehung, ihrer Überzeugung, dass bestimmte Dinge auf ganz bestimmte Weise

getan werden mussten: Außer Stillen kam nichts anderes in Frage. Man musste das Baby ganz genau beobachten, um Hinweise auf Müdigkeit zu entdecken. Das Baby überall und immer am Leib tragen, als wäre es ein teures Accessoire von Bloomingdale's.

Kein Wunder, dass ich sie irgendwann zu hassen begann. Im Ernst, wer kann eine derartige Selbstgerechtigkeit ertragen? Sich die ständigen Beurteilungen anhören?

Was, wenn man mit all dem nicht mithalten kann? Was, wenn man nicht stillt? Was, wenn man, zum Beispiel, einfach keine Milch mehr bildet, egal wie viele chinesische Kräuter man schluckt oder wie viele Stunden man mitten in der Nacht an der Milchpumpe hängt? Was, wenn man vor Erschöpfung vollkommen zermürbt ist? Wenn all die Zeit und das Geld, das man dafür ausgegeben hat, Hinweise auf das Schlafverhalten des Babys zu entschlüsseln, umsonst waren? Was, wenn man einfach keine Kraft dazu hat, etwas zum Picknick beizusteuern?

Colette brachte Muffins mit. Jedes Mal vierundzwanzig Minimuffins aus der teuren Bäckerei, die neulich in dem Laden aufgemacht hatte, in dem vorher die Tapas-Bar gewesen war. Sie öffnete die Pappschachtel und reichte sie herum, über die Babys hinweg. «Winnie, Nell, Scarlett, nehmt euch einen», sagte sie. «Sie sind nicht von dieser Welt.»

Viele in unserem Kreis lehnten höflich ab und verwiesen auf das Gewicht, das sie noch loswerden wollten. Stattdessen holten sie ihre Karottensticks und Apfelscheiben heraus. Aber ich nicht. Mein Bauch war bereits wieder so flach und fest wie vor

meiner Schwangerschaft. Dafür muss ich meiner Mutter danken. Gute Gene – das haben die Leute immer gesagt. Sie meinen damit, dass ich groß und dünn bin, dass ich ein beinahe symmetrisches Gesicht habe. Von den *anderen* Genen, die ich geerbt habe, sprechen sie nicht. Von den Genen, die mir nicht meine ebenso symmetrische Mutter, sondern mein extrem manisch-depressiver Dad vererbt hat.

Joshuas Gene sind auch nicht besser. Früher sprach ich manchmal mit ihm darüber, fragte ihn, ob sie ihm Sorgen mache, diese DNA, die er nur mit solchen Mühen überlisten kann. Sein eigener verrückter Vater: der brillante Arzt, so warmherzig und charmant mit den Patienten. Aber ein gewalttätiger Alkoholiker hinter verschlossenen Türen.

Er mochte es aber nicht, wenn ich über seinen Dad sprach, und ich lernte den Mund zu halten. Natürlich sagte ich kein Wort davon zu den Mai-Müttern – von meinen Genen, von seinen, von seinem Dad.

Ich sagte nicht, wie schwer alles ohne Joshua war. Wie sehr ich ihn liebte. Wie ich alles – absolut alles – aufgegeben hätte, um wieder mit ihm zusammen zu sein.

Das konnte ich ihnen nicht sagen. Das konnte ich niemandem sagen, nicht einmal Dr. H., Seelenklempner der Extraklasse, der seine Praxis verriegelt hatte, als ich ihn am meisten brauchte, um mit seiner Frau und den drei Kindern an die Westküste zu fahren. Jemand anderen hatte ich nicht, und daher ging ich am Anfang zu ihren Treffen, in der Hoffnung, irgendeine Gemeinsamkeit mit ihnen zu finden; irgendetwas in

unseren gemeinsamen Erfahrungen der Mutterschaft, was vielleicht die Dunkelheit dieser ersten Monate ein wenig lichtete, von denen alle sagten, dass sie die schwierigsten seien. *Es wird besser*, schrieben alle Gesundheitsexperten. *Mit der Zeit wird es leichter*.

Tja, es wurde aber *nicht* leichter. Man hat mir die Schuld dafür gegeben, was in der Nacht des vierten Juli geschehen ist. Aber es vergeht kein Tag, an dem ich mich nicht an die Wahrheit erinnere.

Es ist nicht meine Schuld. Sondern ihre.

Es ist ihre Schuld, dass Midas verschwand und ich alles verlor. Selbst jetzt, ein Jahr später, da ich allein in dieser Gefängniszelle sitze und die harte, gezackte Narbe an meinem Unterleib befühle, denke ich noch darüber nach, wie anders sich alles entwickelt hätte, wenn sie nicht gewesen wären.

Wenn ich mich nicht in ihrer Gruppe angemeldet hätte. Wenn sie einen anderen Zeitpunkt oder eine andere Bar oder jemand anderen als Alma als Babysitterin gewählt hätten. Wenn die Sache mit dem Handy nicht passiert wäre.

Wenn nur die Worte, die Nell an jenem Tag mit zum Himmel gewandtem Gesicht gesagt hatte, ihre Gesichtszüge verschluckt vom gleißenden Licht, nicht so voller Wahrheit gewesen wären: *In einer solchen Hitze geschehen schlimme Dinge*.

Kapitel Zwei

Ein Jahr zuvor

An: Mai-Mütter

Von: Eure Freunde von The Village

Datum: 30. Juni

Betreff: Der Tipp des Tages

Euer Baby: Tag 47

Die meisten haben sich in den letzten sechs Wochen sicher ans Stillen gewöhnt, aber diejenigen, die noch damit kämpfen – gebt nicht auf! Muttermilch ist bei weitem das Beste, was ihr eurem Baby geben könnt. Wenn ihr Schwierigkeiten habt, achtet auf eure Ernährung. Kuhmilchprodukte, Gluten und Koffein können die Milchproduktion mindern. Und wenn ihr Schmerzen oder andere Beschwerden habt, denkt mal drüber nach, eine Stillberaterin hinzuzuziehen, die euch hilft. Das ist vermutlich das bestangelegte Geld in eurem Leben.

«Was soll das denn heißen, in einer solchen Hitze geschehen schlimme Dinge?», fragt Francie. Die Locken kräuseln sich in ihrem Nacken. Sie sieht beunruhigt aus.

Nell nimmt die Zeitung, mit der sie sich gerade Luft zugefächelt hat, und schlägt nach einer Fliege. «Es sind über dreißig Grad», sagt sie. «In Brooklyn. Im Juni. Um *zehn Uhr* morgens.»

«Na und?»

«Das ist in Texas vielleicht normal ...»

«Ich komme aus Tennessee.»

«... aber hier nicht.»

Eine heiße Brise hebt den Saum des Tuches, das Francie über den Kopf ihres Sohnes gelegt hat, um ihn vor der Sonne zu schützen.

«So etwas darfst du nicht sagen», bemerkt Francie und hebt das Baby hoch. «Ich bin abergläubisch.»

Nell legt die Zeitung wieder hin und öffnet ihre Windeltasche. «Das sagt Sebastian immer. Er ist in Haiti aufgewachsen. Sie achten dort mehr auf das Wetter und die Erde als wir Amerikaner, das muss man sagen.»

Francie zieht die Augenbrauen hoch. «Aber du bist doch Britin.»

«Alles in Ordnung da drüben?», ruft Colette Scarlett zu, die im Schatten zwischen den Kinderwagen steht, in denen die Kleinen schlafen. Scarlett bindet die Ecken eines dünnen Baumwolltuchs an den Griff ihres Kinderwagens und kehrt zu den Frauen zurück.

«Ich dachte, das Baby sei aufgewacht», sagt sie, setzt sich wieder auf ihren Platz neben Francie und holt eine Flasche Handdesinfektionsgel aus ihrer Tasche. «Es war eine kurze

Nacht, also kommt ihm bloß nicht zu nahe. Was habe ich verpasst?»

«Offenbar geht bald die Welt unter», sagt Francie und leckt die Schokolade von einer Brezel – der einzige Genuss, den sie sich erlaubt.

«Das stimmt», sagt Nell, «aber ich habe genau das richtige Gegenmittel.» Sie hält die Weinflasche hoch, die sie aus ihrer Windeltasche gezogen hat.

«Du hast *Wein* mitgebracht?» Colette lächelt und dreht ihr Haar zu einem Dutt. Nell schraubt den Verschluss auf.

«Nicht irgendeinen Wein. Den besten Vinho verde, den man morgens um halb zehn für zwölf Dollar bekommen kann.» Sie schenkt drei Finger breit in einen der kleinen Plastikbecher, die ebenfalls in ihrer Windeltasche lagen, und reicht ihn Colette. «Trink schnell aus. Er ist ziemlich warm.»

«Für mich nicht», sagt Yuko, die um die Picknickdecke herumläuft und ihre Tochter an der Brust schuckelt. «Ich habe gleich Yoga.»

«Für mich auch nicht», sagt Francie. «Ich stille noch.»

«Ach Schwachsinn», sagt Nell. «Wir stillen doch *alle*.» Sie hebt die Hand, um hinzuzufügen: «Es sei denn, ihr stillt nicht. Es sei denn, ihr geht nach Hause, zieht die Vorhänge zu und gebt eurem Kind heimlich Fertigmilch. Aber das wäre auch in Ordnung. Ein bisschen Wein schadet jedenfalls gar nicht.»

«In den Ratgebern steht aber was anderes», wendet Francie ein.

Nell verdreht die Augen. «Francie, hör auf, die Propaganda zu lesen. Es ist alles *gut*. In England haben die meisten meiner Freundinnen ein bisschen getrunken, selbst während ihrer Schwangerschaft.»

Colette nickt Francie beruhigend zu. «Trink ruhig einen Schluck, wenn du möchtest. Es schadet Will nicht.»

«Wirklich?» Francie sieht Nell an. «Na gut. Aber nur ein bisschen.»

«Für mich auch, zur Feier des Tages», sagt Scarlett und greift nach einem Becher. «Hab ich eigentlich schon erzählt, dass wir kurz davor sind, ein Haus zu kaufen? In Westchester.»

Francie stöhnt. «Du auch? Warum ziehen alle plötzlich in die Vororte?»

«Ich würde ja lieber weiter aufs Land ziehen, um ehrlich zu sein, aber mein Professor-Gatte hat gerade eine Festanstellung an der Columbia University bekommen und will in der Nähe bleiben.» Scarlett sieht die Frauen an. «Nehmt's mir nicht übel, ich weiß, dass viele es toll finden, aber ich kann mir nicht vorstellen, in dieser Stadt ein Kind großzuziehen. Seit ich das Baby habe, sehe ich nur noch Dreck um mich herum. Ich will, dass er saubere Luft und Bäume kennenlernt.»

«Ich nicht», sagt Nell. «Ich will, dass mein Kind in Dreck und Elend groß wird.»

Francie nimmt einen Schluck von ihrem Wein. «Ich wünschte, wir könnten es uns leisten, nach Westchester zu ziehen.»

«Winnie?», fragt Nell. «Wein?»

Winnie scheint Nell gar nicht gehört zu haben. Sie starrt in die Ferne und beobachtet ein junges Paar, das auf der Wiese eine Frisbee-Scheibe hin und her wirft. Ein Bordercollie rennt verwirrt zwischen ihnen herum. «Winnie, Süße. Komm zu uns zurück.»

«Entschuldigt», sagt Winnie, lächelt Nell an und schaut dann auf Midas hinunter, der die Hände neben den Kopf gelegt hat und zwischen ihren Beinen erwacht. «Was habt ihr gesagt?»

Nell reicht ihr einen Becher. «Möchtest du ein bisschen Wein?»

Winnie hebt Midas an die Brust und schaut über seinen schwarzen Haarschopf zu Nell. «Nein. Lieber nicht.»

«Warum nicht?»

«Alkohol tut mir manchmal nicht gut.»

«Was ist bloß los mit euch?» Nell gießt ein wenig Wein in ihren Becher und schraubt den Verschluss der Flasche wieder zu. Ein großes Kolibri-Tattoo – ganz zart und pastellfarben – schaut unter dem Ärmel ihres schwarzen T-Shirts hervor. Sie nimmt einen Schluck. «Mein Gott, das schmeckt ja grauenvoll! Ach, wisst ihr, was mir gestern passiert ist? Ich bin mit dem Baby rausgegangen, um mir einen Kaffee zu holen. Eine Frau warf einen Blick auf meinen Bauch, gratulierte mir und fragte, wann denn mein Termin sei.»

«Das ist ja fies», sagt Yuko. «Was hast du geantwortet?»

Nell lacht. «Im November.»

Francie sieht Winnie an, die erneut mit erstarrten Gesichtszügen zur Wiese rüberschaut. «Geht es dir gut?»

«Alles in Ordnung.» Sie schiebt sich eine Haarsträhne hinter das Ohr. «Mir macht nur diese Hitze zu schaffen.»

«Da wir gerade davon sprechen, können wir uns vielleicht einen anderen Treffpunkt suchen?», fragt Yuko, legt ihren Sohn auf das Tuch und kramt in ihrer Tasche nach einer sauberen Windel. «Es wird bestimmt noch heißer, und unsere Babys werden hier zerfließen.»

«Wir könnten in die Bücherei gehen», schlägt Francie vor. «Da gibt es ein Hinterzimmer, in dem fast nie jemand ist.»

«Also, das klingt ja wohl grauenvoll», sagt Nell.

«War eine von euch schon mal in diesem neuen Biergarten in der Nähe vom großen Spielplatz?», fragt Colette. «Charlie und ich sind da neulich gewesen. Und auch ein paar Mami-Gruppen mit ihren Babys. Vielleicht sollten wir da mal hingehen. Wir könnten uns zum Mittagessen verabreden.»

«Und Sangrias trinken», wirft Nell ein. Ihre Augen leuchten auf. «Oder noch besser, warum machen wir so etwas nicht mal am Abend? *Ohne* die Babys ausgehen?»

«Ohne die Babys?», wiederholt Francie.

«Genau. Nächste Woche muss ich wieder zur Arbeit. Ich sehne mich nach ein bisschen Spaß, solange es noch geht.»

«Ich glaube nicht», sagt Francie.

«Warum nicht?»

«Dein Kind ist doch erst sieben Wochen alt.»

«Na und?»

«Ist das nicht ein bisschen früh, um es allein zu lassen? Außerdem ist meins abends immer sehr anspruchsvoll. Er will

dann ständig an die Brust.»

«Lass doch deinen Mann auf Will aufpassen», sagt Scarlett. «Es ist wichtig, dass die beiden in diesen ersten Monaten eine Bindung zueinander aufbauen.»

«Mein Mann?», fragt Francie mit zusammengezogenen Brauen.

«Genau», sagt Nell. «Weißt du noch – Lowell? Der Mann, dessen Ejakulat die eine Hälfte deines Babys ausmacht?»

Francie zuckt zusammen. «Nell! Das ist eklig.» Sie sieht wieder Winnie an. «Würdest du mitgehen?»

Winnie legt das Tragetuch erst um Midas und dann um ihre Taille und nimmt sein Tuch vom Boden hoch. «Ich weiß nicht.»

«Ach, komm schon», sagt Colette. «Es tut uns gut, wenn wir mal ein paar Stunden ohne unsere Babys verbringen.»

Winnie steht auf. Ihr blassrosa Kleid fällt bis zu den Fesseln. «Ich habe noch keinen Babysitter für Midas.»

«Was wäre denn mit deinem –»

«Mist», sagt Winnie, während sie einen Blick auf ihre schmale silberne Armbanduhr wirft. «Es ist schon viel später, als ich dachte. Ich muss jetzt schnell los.»

«Wo gehst du denn hin?», fragt Francie.

Winnie setzt eine große Sonnenbrille und einen weitkrepfigen Baumwollsonnenhut auf, der ihr Gesicht und ihre Schultern beschattet. «Ach, das Übliche. Tausend Besorgungen. Bis zum nächsten Mal.»

Alle auf der Picknickdecke schauen Winnie hinterher, wie sie über die Wiese und den Hügel hinaufgeht. Das schwarze

Haar fällt ihr offen über die Schultern, das Kleid umspielt ihre Fesseln.

Als sie unter dem Torbogen verschwindet, seufzt Francie.

«Sie tut mir leid.»

Nell lacht. «Dir tut *Winnie* leid? Warum, weil sie so hinreißend ist? Oh, warte, weil sie so dünn ist.»

«Sie ist alleinerziehend.»

Colette schluckt ihren Wein herunter. «Was? Woher weißt du das denn?»

«Sie hat es mir erzählt.»

«Du machst doch Witze. Wann?»

«Vor ein paar Tagen. Ich war im The Spot, wegen der Klimaanlage und der Scones dort. Will hatte einen Schreianfall, als ich gerade in der Schlange stand. Es war mir furchtbar peinlich, und dann tauchte Winnie auf. Midas schlief im Kinderwagen, und sie hat mir Will abgenommen. Er hat sich sofort beruhigt.»

Nell verengt die Augen zu Schlitzeln. «Ich wusste doch, dass diese Möpfe magisch sind. Sie anzusehen hat sogar *mich* schon einige Male beruhigt.»

«Wir sind dann ein bisschen in dem Café geblieben. Es war nett. Sie ist so still, nicht wahr? Aber sie hat mir gesagt, dass sie alleinstehend ist.»

«Sie hat das einfach so gesagt?», fragt Nell.

«Richtig.»

«Und wer ist der Vater?»

«Das habe ich nicht gefragt. Ich habe bemerkt, dass sie keinen Ehering trägt, aber einfach so nachhaken? Das kam mir übergriffig vor.» Francies Blick wird wehmütig. «Sie hat mir auch gesagt, wie gut ich das mit Will mache. Es war wirklich nett. Wir sagen uns das nicht oft genug. Will ist manchmal so schwierig.» Francie bricht eine Brezel in zwei Hälften. «Ich habe eigentlich die meiste Zeit das Gefühl, etwas falsch zu machen. Deshalb ist es schön, auch mal zu hören, dass das vielleicht gar nicht so ist.»

«O Francie, sei doch nicht albern», sagt Colette. «Will geht es super. Du machst das wirklich gut. Und wir sind doch alle noch ziemlich unsicher in Bezug auf die Kleinen.»

«Ist es nicht merkwürdig, dass wir das gar nicht von ihr wussten?», fragt Yuko. «Dass sie allein ist?»

«Eigentlich nicht.» Nell stellt ihren Wein neben sich ab und zieht den Ausschnitt ihres T-Shirts herunter. Sie nimmt ihre Tochter Beatrice hoch, legt sie an die Brust und beginnt sie zu stillen. «Wir reden doch nur über Themen, die mit den *Babys* zu tun haben.»

«Ob man einen *Mann* hat oder nicht, hat doch auch mit den Babys zu tun», sagt Francie. «Mein Gott, stellt euch bloß mal vor, das alles allein machen zu müssen! Wie einsam.»

«Das würde mich umbringen», sagt Colette. «Nur weil Charlie hin und wieder eine Nachtschicht übernimmt und dafür sorgt, dass immer genug Windeln da sind, bin ich nicht längst verrückt geworden.»

«Das geht mir genauso, aber ...» Scarlett will noch etwas sagen, hält dann aber inne.

«Was?», fragt Colette.

«Ach, nichts.»

«Nein, Scarlett, was ist los?» Francie starrt sie an. «Was wolltest du gerade sagen?»

Scarlett zögert für einen Moment. «Okay. Also – ich mache mir Sorgen, dass da noch etwas anderes ist.»

«Was meinst du damit?»

«Ich will jetzt nichts von dem verraten, was sie mir im Vertrauen erzählt hat, aber wir sind ein paar Mal zusammen spazieren gegangen. Wir sind Nachbarinnen und gehen denselben Weg, wenn wir die Kinder zum Einschlafen bringen wollen. Ich würde es euch nicht sagen, wenn ich es nicht für nötig hielte, aber ... Sie hat Depressionen.»

«Das hat sie dir erzählt?», fragt Colette.

«Sie hat es angedeutet. Sie ist überfordert. Hat niemanden, der ihr hilft. Sie hat mir außerdem gesagt, dass Midas oft Koliken hat. Er weint manchmal stundenlang.»

«Koliken?», fragt Francie ungläubig. «*Will* hat oft Koliken. Midas macht einen so unkomplizierten Eindruck.»

«Eine meiner Freundinnen in London hat eine schwere postnatale Depression», sagt Nell. «Sie hat sich so für ihre Gedanken geschämt, dass sie sie niemandem anvertrauen wollte. Ihr Mann hat sie schließlich dazu gezwungen, sich Hilfe zu holen.»

«Ich weiß nicht», sagt Colette. «Winnie wirkt gar nicht depressiv auf mich. Vielleicht hat sie nur den Babyblues. Wer von uns hat den nicht hin und wieder?»

«Hallo, Leute.»

Sie schauen auf. Token steht vor ihnen. Vor seiner Brust wölbt sich der Umriss eines Babys im Tragetuch. Er wischt sich die Stirn mit dem Ärmel seines T-Shirts ab. «Meine Güte, ist das heiß.» Er streift seine Sneakers ab und breitet das Tuch aus, das er aus der Windeltasche gezogen hat, die neben Colettes auf dem Boden steht. «Autumn wehrt sich mit aller Kraft gegen ihr Morgennickerchen. Ich laufe schon eine Stunde mit ihr herum, damit sie endlich einschläft.» Er setzt sich. «Trinkt ihr gerade Wein?»

«Ja», sagt Nell. «Willst du auch welchen?»

«Klar. Ist er gut?»

«Gut genug, um seinen Zweck zu erfüllen.»

Francie starrt immer noch Scarlett an. «Wir müssen etwas tun, oder? Vielleicht sollten wir etwas für sie organisieren, ihr eine Atempause verschaffen, ein bisschen Zeit für sich, ohne das Baby.»

«Für wen?», fragt Token.

«Winnie.»

Token hält inne, der Becher schwebt vor seinem Mund. «Was ist denn mit Winnie?»

Francie wirft ihm einen Blick zu. «Nichts ist mit ihr. Wir haben nur gerade gesagt, dass sie vielleicht mal eine Abwechslung gebrauchen könnte.»

Yuko runzelt die Stirn. «Aber wartet mal. Vielleicht kann sie sich das nicht leisten. Als Alleinerziehende? Mit einem Babysitter, Drinks und Abendessen kostet so ein Abend schnell mal zweihundert Dollar.»

«Ich bezweifle, dass das das Problem ist», sagt Francie. «Habt ihr gesehen, was sie für Klamotten trägt? Sie wirkt auf mich nicht wie jemand, der sich Gedanken ums Geld machen müsste. Das Problem ist eher, einen Babysitter zu finden.»

«Ich frage mal Alma, ob sie das tun könnte», sagt Nell.

«Alma?»

Nells Gesicht hellt sich auf. «Oh, ich habe ja ganz vergessen, euch das zu erzählen, Leute. Ich habe endlich jemanden gefunden. Sie fängt morgen für ein paar Stunden an, und ab nächste Woche Vollzeit, wenn ich wieder arbeiten gehe. Sie ist *großartig*. Ich biete an, ihr die Nacht zu bezahlen. Mein Abschiedsgeschenk an Winnie.» Nell greift nach ihrem Telefon, das auf der Decke liegt, und sieht in ihrem Kalender nach. «Wie wäre es mit dem Abend des 4. Juli?» Sie schaut auf. «Oder bleibt ihr dann alle zu Hause, um den Eid auf Amerikas Flagge zu schwören?»

«Normalerweise schon», sagt Colette. «Aber dieses Jahr mache ich eine Ausnahme.»

«Ich bin auch dabei», sagt Token.

«Ich ebenfalls», sagt Francie. «Yuko? Scarlett?»

«Klar», sagt Yuko.

Scarlett runzelt die Stirn. «Ich glaube, meine Schwiegereltern kommen an dem Tag, um sich unser neues Haus anzuschauen.